

Emma Hamm

Song of the Abyss

Übersetzt von Lydia Borsboom



USA TODAY BESTSELLER
AUTORIN

EMMA HAMM

SONG OF THE ABYSS

ROMAN
VAJONA

VORWORT

Im ersten Buch habe ich den Leuten geraten, die Wissenschaft beiseite zu lassen. Ich wiederhole mich noch einmal: Dieses Monster-Fucking-Buch hat nichts mit Wissenschaft zu tun, also lehnt euch einfach zurück und genießt den Unsinn.

Nun, da das geklärt ist, möchte ich mich ganz besonders bei den Sensitivity-Readern bedanken, die so freundlich waren, dieses Buch für mich durchzugehen. Es war mir eine große Freude, dass ihr die Geschichte aus Anyas Perspektive betrachtet und dafür gesorgt habt, dass ich die Community von gehörlosen Menschen respektvoll und zutreffend dargestellt habe.

Ohne euch alle wäre diese Geschichte nicht das, was sie ist. Ihr seid absolute Queens, und ich liebe euch alle über alles.

Kapitel 1

Daíos



Der Leviathan rief ihn zu sich.

Der Kraken kannte seinen Namen.

Die Tiefen des Meeres waren ein Teil von ihm, und Daíos war ein Teil von ihnen. Aber irgendwann in der letzten Zeit hatte er diese Verbindung verloren. Er hatte gespürt, wie sie in einem wilden Moment der Freiheit, in dem er geglaubt hatte, andere zu retten, zerbrach und abbrach. Jetzt hatte das Meer ihn allein gelassen.

Und Daíos war noch nie zuvor so allein gewesen.

Er geriet in einen Strudel. Hin und her geworfen und zurückgewiesen von den Strömungen, die ihn einst mit unnatürlicher Geschwindigkeit durch das Meer getrieben hatten. Er war der bevorzugte Sohn gewesen, der größte seiner Geschwister und derjenige, der sie alle ehren sollte. Auch wenn er niemals ein Anführer sein würde – dafür war seine Wut immer zu groß gewesen –, würde er doch die Welle sein, die sich zwischen sie und alle Gefahren stellte.

Das war seine Bestimmung. Doch er hatte sie im Stich gelassen. Er hatte sein Volk in den sicheren Tod geführt, und das konnte er nicht vergessen.

»Bist du bei uns, Bruder?«, rief Maketes, als seine gelbe Flosse das Wasser zu seiner Rechten aufblitzen ließ. »Du weißt, dass wir dich alle hier brauchen.«

Maketes war der einzige Bruder gewesen, der ihm nach all dem noch nahegestanden hatte. Auch wenn er das wahrscheinlich nicht hätte tun sollen. Maketes war derjenige gewesen, der noch etwas Wertvolles in dem blutenden, gebrochenen Wesen sah, zu dem Daios geworden war. Selbst als er wütend gewesen war. Selbst als er versprochen hatte, das Einzige zu zerstören, was seinem Blutsbruder lieb und teuer gewesen war.

Diese Erinnerungen drohten, ihn zu überwältigen. Er hatte schon mehrfach darunter gelitten, wie sie immer mehr Platz in seinem Kopf einnahmen, und jetzt erkannte er die Warnzeichen, bevor es passierte.

Seine Herzen verschoben sich in seinem Körper, eines wanderte in seinen Hals, das andere sank unter seinen Magen. Beide schlugen so heftig, dass es ihm schwerfiel, über das endlose Pochen hinauszudenken. Es war alles, worauf er sich konzentrieren konnte. Alles, woran er denken konnte.

Und dann kamen die Erinnerungen.

»Wir sind hier, um das Mädchen zu finden, weißt du noch?« Maketes Stimme drang durch das Herzklopfen und den unregelmäßigen Atem. »Wir sind hier, um die Tochter des Generals zu finden. Sie hat uns beschrieben, wie die Frau aussieht und wo in der Stadt sie sich normalerweise aufhält.«

Er erinnerte sich.

Wie hätte er das vergessen können? Es war die einzige Aufgabe, die man ihm anvertraut hatte, seit er ... seit alles passiert war.

Wieder pochten seine Herzen laut, drängten sich in seine Gedanken und zwangen ihn, an die Achromos zu denken. Die Menschen, wie Mira sie nannte. Es waren Wesen, die in diesem Ozean nichts zu suchen hatten, und Monster, gegen die er gekämpft hatte, seit er noch ein Junge war. Sie hatten diesen Ozean zerstört, vergiftet, sich ausgebreitet und vermehrt, bis er nicht mehr sicher war, ob sie überhaupt besiegt werden konnten.

Sie griffen sein Volk mit Waffen an, die so mächtig waren, dass

selbst die Tiefen des Meeres nichts gegen sie ausrichten konnten. Er musste es wissen. Er hatte sie mit eigenen Augen gesehen.

Ihm wurde schwindlig. Sein Blickfeld verschob sich zur Seite und er konnte nicht mehr genau erkennen, wo er sich befand. Da war ... etwas vor ihm. Etwas, auf das er sich wahrscheinlich vorbereiten musste. Sie waren in der Nähe der Stadt, nicht wahr?

Alpha, hatte Mira sie genannt. Und die menschliche Gefährtin seines Bruders würde es wissen. Die goldene Stadt des Lichts, in der nur die Bedeutendsten ihrer Art lebten. Das war die Stadt, in die er eindringen musste, und er war der Einzige, der verrückt genug war, das zu tun.

Der Einzige, den sie entbehren konnten.

Er griff nach einem Stein vor sich, um sich für einen Moment daran festzuhalten. Die Strömungen um seinen Körper herum wurden plötzlich wild, warfen ihn hin und her, und alles, was er wollte, war einen Moment der Ruhe, nur für diese eine Sekunde.

Er griff danach und verfehlte ihn. Denn dort war kein Arm mehr. Er war ihm genommen worden, genau wie das Leben all der Undinen, die er angeführt hatte.

Alles um ihn herum verzerrte sich. Der Stein verschob sich und wackelte, als wäre er kein Festkörper mehr. Er konnte die kühle Berührung des Ozeans auf seiner Haut kaum noch spüren. Alles war falsch. Und dann hörte er es. Das laute Dröhnen von Schüssen, die auf ihn abgefeuert wurden. Er versuchte, sich aus dem Weg zu drehen, aber das lenkte seine Aufmerksamkeit nur auf die Albträume, die ihn verfolgten.

Er konnte Teile seines eigenen Volkes in der Ferne treiben sehen. Ein schlaffer Körper, dessen Oberkörper schneller sank als die Schwanzflosse, so anmutig, dass es fast ebenso schön wie herzerreißend war.

Dann ein Lichtblitz, und es waren noch mehr von ihnen da. Blut tränkte das Wasser und füllte seine Kiemen mit diesem metallischen Geschmack. Und er schämte sich, zuzugeben, dass er diesen Geschmack fast genoss. Das hatte er schon immer getan.

Daos war ein Krieger. Er hatte sein ganzes Leben lang gekämpft und der Geschmack von Blut im Wasser ließ ihn immer noch härter kämpfen, doch dies war das Blut seines Volkes.

Seine Schuld.

All diese Leichen, die dort trieben und nie wieder schwimmen oder atmen würden. Sie waren seine Schuld. Er hatte das getan.

Und plötzlich spürte er wieder den Schmerz in seinem Arm. Das Brennen des Salzwassers durchdrang den nutzlosen Stumpf, der ihn für den Rest seines Lebens als *anders* kennzeichnete. Er war es nicht wert, ihr Schutzschild zu sein.

Er war es nicht wert, überhaupt etwas zu sein.

Ein Gewicht traf ihn an der Seite, drückte ihn gegen den Stein und hielt ihn fest. Für einen Moment dachte Daos, er wäre erneut angegriffen worden. Er wehrte sich. Seine sich windende Schwanzflosse schlang sich um denjenigen, der es gewagt hatte, ihn zu berühren, zog ihn näher heran und drückte so fest zu, dass er das schmerzerfüllte Keuchen desjenigen hörte, der dumm genug gewesen war, ihn für schwach zu halten. Selbst in diesem Moment war er nicht schwach.

Er war ein mächtiger Krieger und würde alle töten, die sich ihm in den Weg stellten. Denn alles, was er sehen konnte, waren Leichen, die in der Ferne trieben.

Und es war seine Schuld. Er war der Albtraum, der über sein Volk gekommen war und Hoffnung versprochen hatte. Aber alles, was er ihnen gegeben hatte, war der Tod.

»Daos.« Das Keuchen kam aus seinem Griff. »Du verlierst wieder die Kontrolle.«

Die Kontrolle verlieren? Er verlor nichts außer den Leuten, die sich auf ihn verlassen hatten, um sie zu beschützen. Und seinen Arm. Bei allen Göttern des Ozeans, er konnte ihn immer noch spüren. Es fühlte sich immer noch so an, als könnte er seine Finger beugen und nach etwas greifen, aber er konnte es nicht. Er war nicht da.

Er drückte fester zu und erstarrte, als derjenige, den er mit

seinem Schwanz festhielt, gegen seine Schuppen schlug. »Daíos. Wir müssen hier weg, sonst sehen uns die Achromos.«

Plötzlich wurde alles wieder klar. Er konnte wieder erkennen, wo sie sich befanden. Der Ozean war frei von blinkenden Lichtern und Schreien, die nur in seinem Kopf existierten. Sie waren nicht in Beta, wo er so viele seiner Liebsten verloren hatte. Sie befanden sich vor Alpha, und er hatte sie erneut in eine heikle Situation gebracht.

Als er auf seine sich hebende Brust hinunterblickte, sah er, dass er seine Schwanzflosse um Maketes gewickelt hatte. Rote Lichter blitzten an seinen Schuppen auf und ab, von seiner massiven Schwanzflosse bis zu seiner Brust. Warnleuchten, damit sich ihm niemand näherte. Sein Bruder war vollständig in seine Schwanzflosse eingewickelt, was schockierend war, aber Daíos hatte vergessen, dass sein Bruder mit den gelben Flossen so viel kleiner war.

Maketes klopfte erneut gegen seine Seite, seine Krallen kratzten harmlos an Daíos' viel größeren Schuppen. »Lass mich los.«

Das tat er.

Daíos wusste jedoch nicht, was er sagen sollte. Er war nie gut mit Worten gewesen, und eine Entschuldigung blieb ihm im Hals stecken, weil sie ihm nicht ausreichend erschien. Er hatte seinen besten Freund ohne Grund angegriffen, weil er vergessen hatte, wo sie sich befanden. Was sollte er in einer solchen Situation sagen?

Anstatt zu sprechen, grunzte er also nur. Ein tiefes Geräusch, von dem er hoffte, dass es deutlich machte, dass er nicht bei klarem Verstand war. Dass er es nicht getan hätte, wenn er gewusst hätte, wo sie sich befanden.

Maketes huschte von ihm weg, seine Schwanzflosse leuchtete ein paar Mal aufgeregt auf. Sogar seine Kiemen hatten sich um seine Rippen herum aufgebläht, wahrscheinlich, um mehr Luft in seinen Körper zu bekommen, nachdem er so fest zusammengedrückt worden war.

»Lächerlich«, murmelte Maketes. »Sie haben mich zu ihm geschickt, um auf ihn aufzupassen, aber wie soll ich dagegen ankämpfen?«

»Das tust du nicht«, antwortete Daios.

»Genau. Du verlierst wie so oft die Beherrschung, und was soll ich dann tun?«

Er starrte seinen Bruder an und sah die Sorge und Angst in diesen großen Augen, aber er wusste, dass es keine gute Antwort gab. »Bleib von mir fern.«

»Das kommt nicht infrage. Was ist, wenn du beschließt, das Meer mit ihrem Blut rot zu färben? Was ist, wenn du dabei ums Leben kommst?« Maketes strich mit den Händen über seine Kiemen, versuchte, sie flachzudrücken und scheiterte kläglich. »Willst du deinen zweiten Arm auch noch verlieren? So verlierst du ihn. Also behalte einen klaren Kopf, hör auf, über das nachzudenken, worüber du nachgedacht hast, und lass uns zusammenbleiben, okay?«

Er war sich nicht so sicher, ob sie das schaffen würden. Denn in dem Moment, in dem er seine Aufmerksamkeit von Maketes abwandte, wurde ihm umso klarer, dass das nicht einfach werden würde.

Alpha breitete sich vor ihnen wie eine riesige Blase aus. Mira hatte ihnen erklärt, was sie erwarten würde, aber er hätte nie gedacht, dass es so sein würde. Beta bestand aus Türmen von Gebäuden, die in den Ozean ragten. Alpha hatte einen eigenen Schutzschild.

Die goldene Stadt. Jeder Turm und jedes Gebäude innerhalb dieses Schildes war aus Gold. Sie schimmerte im Schein der Innenbeleuchtung und glänzte wie eine winzige Welt, die durch eine Glaskuppel darüber geschützt wurde. Selbst aus dieser Entfernung konnte er die Grünanlagen sehen. Bäume, sagte Mira, obwohl sie selbst noch nie einen gesehen hatte. Es gab eine Art ausgefallenes Licht, das es Pflanzen ermöglichte, darin zu wachsen. Achromos bewegten sich frei durch die Straßen, alle in

einer riesigen Kuppel und nicht in den schmalen, versteckten Gängen, die sie in Beta gesehen hatten.

Und überall um die Stadt herum war es flach. Völlig und gänzlich flach. Vor langer Zeit von Maschinen zerstört, dem Erdboden gleichgemacht, sodass nichts in der Nähe der Glaswände schwimmen konnte, ohne gesehen zu werden. Er kniff die Augen zusammen und richtete seine Aufmerksamkeit auf die kleinen Säulen, die über diese flache Landschaft verstreut waren. Während er zusah, schwamm ein Fischeschwarm auf die Kuppel zu. Eine der Säulen erwachte zum Leben, ein Licht in ihrem Inneren sammelte sich, bevor es auf die schwimmenden Kreaturen gerichtet wurde.

Sie verdampften zu einer Blutwolke.

Maketes stieß einen leisen Pfiff aus. »Das wird nicht leicht zu erreichen sein.«

»Das wird einfach genug sein.« Daios ließ sich auf den Sand nieder, drückte seinen Körper und seine Schwanzflosse ganz an den Rand, bevor der Boden sich ebnete. Er kniff die Augen zusammen und wartete.

Und wartete.

Lange genug, dass Maketes sich dramatisch auf den Rücken rollte und über sie hinweg starrte. »Einfach genug, sagst du? Es kommt mir vor, als wären wir schon ewig hier.«

»Wir sind erst seit ein paar Augenblicken hier.«

»Wir sind schon seit Stunden hier, und du starrst nur vor dich hin. Wie kannst du so lange stillhalten?«

Daios holte tief Luft, um sich zu beruhigen. »Erinnerst du dich, wie du gerade gesagt hast, dass es schwer ist, mit mir zu reisen?«

Maketes drehte den Kopf, um Daios anzusehen, und antwortete: »Ja.«

»Es ist schwer, *das* mit dir zu machen. Wenn du dich jetzt darauf konzentrieren könntest, das Muster zwischen diesen Säulen zu finden, dann kommen wir weiter. Ansonsten schwimm zurück und sag Arges, dass ich hier bin.«

»Ich darf dich nicht alleinlassen.«

Natürlich nicht. Denn alle hatten Angst, dass er plötzlich glauben würde, er sei mächtiger, als er war, und versuchen würde, Alpha auf eigene Faust anzugreifen. Als ob er so dumm wäre. Er war ein Krieger mit zu viel Mut, das würde er zugeben, aber er würde nichts tun, was ihn umbringen könnte.

»Geh einfach«, knurrte er.

»Bist du sicher, dass du nicht –«

Ein leises, grollendes Knurren entrang sich seiner Brust. Seine Kiemen legten sich flach an seinen Körper, und er starrte seinen Freund an, bis Maketes seine Schwimmhäute hob, um Frieden zu signalisieren.

»Okay«, sagte Maketes. »Ich lasse dich allein. Aber stürme nicht einfach in diese Stadt, ohne dass jemand weiß, wohin du schwimmst oder wie du dort hineingekommen bist, okay? Ich werde den anderen Bescheid geben, dass wir hier sind und uns etwas überlegen.«

Sein Bruder verschwand in einem Wirbel aus hellem Gold, fast wie die Stadt selbst, bevor er in die Ferne schwamm. Aber dann konnte sich Daíos auf die anstehende Aufgabe konzentrieren.

Auch wenn sie ihm nicht vertrauten, war Daíos ein erfahrener Krieger. Er wusste, wie man wartete. Wie man Geduld hatte. Solche Dinge waren für Maketes unmöglich, denn sein Bruder war schon immer ein Trickster gewesen. Er fand Freude an jedem Aspekt des Lebens und dachte nie darüber nach, wie schwierig es sein könnte, wenn er sich irrte.

Daíos lag tagelang regungslos im Sand. Es dauerte eine Weile, bis andere Fische die Säulen testeten, aber als sie es taten, konnte er sehen, wie lange es dauerte, die Waffen aufzuladen. Es gab einen Weg hindurch. Er wusste, dass es ihn gab. Er musste nur geduldig genug sein, um ihn zu sehen.

Kein echter Krieger würde die Tage zählen oder sich Gedanken darüber machen, wie lange er schon dort war. Er schnappte sich ein paar Fische, die an ihm vorbeischwammen, um

sich zu ernähren, sogar einen Aal, der ihm nahe genug kam. Als er den Zitteraal verschlang, verspürte er einen elektrischen Schlag, der seine Seiten hinunterlief und durch die purpurroten Kiemen an den Seiten seines Halses strömte.

Dann sah er es.

Plötzlich ergab alles einen Sinn. Das Muster, das ihn zur Zerstörung dieser Stadt und aller, die darin lebten, führen würde.

Mit einer plötzlichen Bewegung stieß er sich aus dem Sand und schoss auf die Säulen zu. Es dauerte nur Sekunden, bis die Säulen aufgeladen waren, aber als sie es waren, hatte er sie bereits passiert. Er schoss von links nach rechts und nutzte die wenigen toten Winkel und kleinen Gelegenheiten, in denen er sich für einen Moment ohne Angst vor brennenden Schmerzen bewegen konnte.

Einige der scharfen Lichtwaffen streiften seine Schulter, seine Wirbelsäule. Eine durchbohrte seine Schwanzflosse. Aber dennoch drängte er weiter vorwärts. Er war der Einzige, der verrückt genug war, dies zu tun, und der Einzige, auf den sie tatsächlich verzichten konnten, wenn etwas schiefging.

Aber er wollte beweisen, dass er, selbst wenn er kaputt war, immer noch etwas wert war. Er konnte immer noch ... Das hier.

Aus der Ferne hatte er ein kleines Rohr entdeckt. Es schien, als würde Wasser hinein- und herausfließen, vielleicht ein Filtersystem. Er hatte solche Systeme schon einmal in Beta gesehen und damals einige davon zerstört. Wenn er hindurchpassen würde – was sehr unwahrscheinlich war –, könnte er vielleicht in die Stadt gelangen.

Er schwamm an den letzten Lasern vorbei und drückte sich mit einem Stoß ans Ende des Rohrs. Es war mit einem Metallgitter verschlossen, das sich jedoch leicht aufbiegen ließ, als ihn ein Laserstrahl traf. Mit gefletschten Zähnen und knurrend zwängte er sich in den Tunnel und verschwand aus dem Blickfeld der Laser.

Und einfach so war er drin.

Daios drehte sich noch einmal um, um einen letzten Blick auf den Ort zu werfen, von dem er gekommen war, und versuchte, die Schreie all derer zu überhören, die er zurückgelassen hatte und die ihm in die Rohre gefolgt waren.

Kapitel 2

Anya



»Ace, ich bin gerade etwas beschäftigt.«

»Nachricht angekommen. Information wurde erfasst.«

»Negativ«, antwortete Anya, während ihr Droide die Nachricht über die derzeit auf dem Tisch liegende Linse weiterleitete. »Nicht bevor ich den neuen Upload abgeschlossen habe. Du kannst die Information später bereitstellen.«

Eine weitere Nachricht kam durch, diesmal rot unterstrichen.
»Dringend.«

»Natürlich ist es dringend«, murmelte Anya. Mit der Zange in ihrer Hand öffnete sie die kleine Klappe an der Unterseite ihres Droiden. Es war ein sehr altes Modell, das heute nicht mehr hergestellt wurde. Ihr Vater mochte es jedoch, dass es fast unmöglich war, diese verdammten Dinger neu zu programmieren, also war dies das Modell, das sie erhalten hatte.

Aber Anya hatte herausgefunden, wie man ihn umprogrammieren konnte, selbst nachdem die Techniker weiter an der Schalttafel herumgebastelt hatten. Das arme Ding bestand aus kaum mehr als Beinen. Manchmal fand sie, dass es wie einer dieser Tiefsee-Kalmare aussah. Nur ein knolliger Kopf, etwa so groß wie eine Clementine, mit einem Bildschirm auf der Vorderseite, der entzückende, blinzelnde Augen projizierte. Aber die vier Beine sollten sich um den Kopf von jemandem wickeln.

Das ursprüngliche Design dieses Droidenmodells war auf Vergrößerung ausgelegt. Ingenieure nutzten sie manchmal, aber meistens hatte sie gehört, dass sie in der Handwerkskunst eingesetzt wurden. Juweliere nutzten den Bildschirm, um die winzigen Fassungen zu vergrößern, was ihnen die Fertigstellung ihrer Handwerkskunst erleichterte.

Ihr Vater ließ ihren Droiden umprogrammieren, damit Anya verstehen konnte, was die Leute sagten. Nach dem Unfall war er hilfreicher gewesen als alle Ärzte, die sie aufgesucht hatte. Zumindest das hatte er getan.

Die winzige Klappe ließ sich endlich abnehmen. Sie tauschte ihre Kneifzange gegen eine Spitzzange aus und zog schließlich den kleinen Chip heraus, den die Techniker in ihren Droiden eingebaut hatten. Das taten sie immer. Angeblich aus Sicherheitsgründen, aber sie kannte die Wahrheit. Sie wollten sie ausspionieren, und das würde sie nicht zulassen.

Sie riss den Chip heraus und holte ihren eigenen aus der Schublade, in der sie etwa dreißig bereits neu programmierte Chips aufbewahrte. Das machten sie jeden Monat, und jedes Mal tauschte sie deren Chip gegen ihren eigenen aus.

Sie steckte ihn sehr vorsichtig ein, schloss die Abdeckung und stellte den Droiden langsam wieder auf seine Füße.

»Wie fühlst du dich, Bitsy?«, fragte sie und tätschelte sanft den Kopf des Droiden.

Seine Augen flackerten ein paar Mal und blinzelten schnell, bevor er ein Bein hob und ihr zuwinkte. Sie konnte gerade noch eine Nachricht in der Linse sehen, die er in einem seiner Beine hielt.

»Mehr wie ich selbst.«

Das war es, was sie hören wollte. Der Droide war ihr bester Freund und eigentlich ihr einziger Freund an diesem Ort. Alle anderen, denen sie vertraute, wie Ace, waren nicht in Alpha.

»Bitsy, schick eine Nachricht an –« Sie erstarrte und starrte auf das Spiegelbild in Bitsys Glas. Da stand eine Person in ihrer Tür.

Jemand, der dort stand, als würde er lauschen, was sie zu sagen hatte.

Als sie sich umdrehte, bemerkte sie, dass sich tatsächlich zwei Personen in ihrem Zimmer befanden. Die erste musste gerade hereingekommen sein, obwohl die Frau einen überraschten Gesichtsausdruck hatte. Eine Hausangestellte, dachte Anya. Oder so etwas in der Art. Sie hatte die Frau bisher nur ein paar Mal gesehen, aber sie hielt einen Stapel Kleidung in den Händen.

Jetzt, wo sie sie direkt ansah, konnte sie die gedämpften Geräusche ihrer Stimmen wahrnehmen. Sie hatte sie nur wegen der Musik nicht gehört, denn Anya mochte Hintergrundgeräusche, wenn sie allein war. Sonst hörte sie nur das ohrenbetäubende Kreischen ihres Tinnitus, der wieder einmal aufflammte.

Sie konnte die Lippen der näher stehenden Hausangestellten lesen, die sagte: »Es tut mir so leid, ich habe –«, aber dann drehte die Frau ihren Kopf zur anderen und alle Worte gingen verloren.

»Verdammt«, murmelte Anya, griff nach Bitsy, um sie auf ihrem Kopf zu positionieren, und ließ die Linse über ihr Auge gleiten. Sie hatte einige Worte verpasst, aber sie erschienen sofort auf dem Bildschirm vor ihrem linken Auge.

»– sagte, Sie sollen sich anziehen. Das sind die Kleider, die er ausgesucht hat, Miss Anya.«

Sie holte tief Luft und erinnerte sich daran, dass sie heute Abend ihren Vater zu einem Benefizdinner begleiten sollte. Alle reichen und berühmten Leute würden dort sein, zu denen sie wohl auch zählte. Man musste sich nur ihr Zimmer ansehen.

Anya durfte sich nicht in die Nähe des Stadtrandes begeben, daher hatte ihr Vater ihr das beste Zimmer gegeben, das er im Inneren finden konnte. Goldene Wände, in die Götter und Göttinnen eingraviert waren, obwohl sie ihr immer sehr einschüchternd erschienen waren. Ihr Bett war ein massiver runder Monolith. Das Kopfteil war so gestaltet, dass es wie eine goldene Muschel aussah, mit einer Einlage aus Perlmutter auf der

Innenseite. Die winzigen Mosaiksteinchen waren so sorgfältig platziert, dass es aussah, als hätte ihr Vater tatsächlich eine so große Muschel gefunden.

Natürlich waren ihre Böden alle mit dickem, weichem Teppichboden ausgelegt, der von Oben war. Im wahrsten Sinne des Wortes. Sie hatte sogar einen Plattenspieler von Oben, für den ihr Vater das Jahresgehalt von jemandem ausgegeben hatte. Aber er wollte, dass sie alle möglichen schönen Dinge hatte. Sogar das Badezimmer mit seinem Salzwasserbecken, das irgendwie bei ihrer Therapie helfen sollte.

In ihren Augen war das alles übertrieben. Sie hatte ihr Gehör verloren, nicht ihren Verstand.

Sie fuhr sich mit der Hand über die freie Seite ihres Gesichts, nickte und deutete dann auf die Kleider. »Ich habe es vergessen. Mal sehen, was er für mich ausgesucht hat.«

Eigentlich wollte sie sich darüber beschweren, dass ihr Vater sie offenbar für nichts anderes hielt als eine Puppe, die er nach Belieben ankleiden konnte. Vor jeder Veranstaltung schickte er ihr ein Outfit. Er sagte ihr genau, was sie anziehen sollte, wie sie es tragen sollte und wie lange sie es tragen sollte. Er sagte ihr, wohin sie gehen, was sie essen und sogar, wie sie sich verhalten sollte. Und all das kam erst nach ihrem Unfall.

Sie biss die Zähne zusammen, ging hinter ihre elfenbeinfarbene Trennwand, um ihre viel angemessenere Kleidung auszuziehen und sich in das zu hüllen, was ihr Vater für die Tochter des Generals als angemessen erachtete.

Es war ein schönes Kleid. Es passte fast perfekt zu ihrem blonden Haar, hatte ein hübsches gelbes Muster und einen dezenten, geraden Ausschnitt. Der Glockenrock wirbelte um ihre Taille und schmeichelte ihrer Figur sehr. Aber es war ihr um die Rippen herum etwas zu eng, und jeder Atemzug erinnerte sie daran, dass sie nicht atmen konnte. Nicht in diesem Kleid und nicht in dieser Stadt.

»Du siehst hübsch aus«, sagte Bitsy, und die Worte blitzten vor

ihren Augen auf. Zumindest spiegelte dieser Satz wider, wie sie sich fühlte, als sie in den Spiegel schaute.

Seufzend band sie ihr Haar zu einem schlichten Dutt zusammen und trat dann in ihr Zimmer hinaus. Sie hatte gedacht, die beiden Frauen würden vielleicht gehen, aber nein. Natürlich nicht. Sie standen immer noch genau dort, wo sie sie zurückgelassen hatte, bereit, sie zu begleiten.

Um sie buchstäblich zum Benefizdinner zu begleiten, weil niemand ihr vertraute.

Mit den beiden Frauen zu beiden Seiten verließ sie ihre Privatgemächer und begab sich hinaus in das Chaos der Straße. Zumindest lebte sie allein. Das war die erste und letzte Diskussion, auf die sie sich mit ihrem Vater geeinigt hatte. Und vielleicht lag das daran, dass er so viele Leute um sie herum installiert hatte, dass es fast so war, als würde sie immer noch in seinem Haus leben.

Die Straßen waren heute jedoch sehr belebt. Alle Steinwege waren bis zum Rand mit Männern und Frauen gefüllt, die umherwanderten. Einige Leute waren beim Shoppen, und ihr Einkaufszentrum war wirklich wunderschön. Die aufwendigen Schnitzereien ließen es wie das Innere eines Bienenstocks erscheinen, alle Fenster waren kunstvoll mit Kunstwerken und Glasbläsereien aus Alpha dekoriert.

Alle trugen ihre besten Kleider, aber wann taten sie das nicht? Die leuchtenden Farben der Edelsteine brannten sich in ihre Augen ein, obwohl Bitsy sich bemühte, dem Gespräch zu folgen. Die Worte flossen in Strömen über die Linse, zu schnell, als dass sie sie wirklich lesen konnte, außer einzelnen Wörtern.

»Bitsy«, murmelte sie und hoffte, dass sie leise genug war, damit die anderen Frauen sie nicht hören konnten, aber sie war sich nicht sicher, wie laut sie gesprochen hatte. »Kannst du damit aufhören?«

Die blinkenden Wörter erschienen in Großbuchstaben, wie Bitsy sie immer tippte. »Bist du sicher?«

»Fürs Erste.«

Die Wörter verschwanden, und sie nahm nichts mehr von ihrer Umgebung wahr. Das Summen der Gespräche verschmolz zu einem einzigen Ton, sodass es fast unmöglich war zu sagen, wer was sagte. Es war, als wäre sie unter Wasser, alles war gedämpft und vermischte sich.

Sie gingen durch die Menge, und sie nickte und lächelte, wenn ihr Blick auf jemanden fiel. Aber schließlich erreichten sie das Bankett, zu dem ihr Vater sie gedrängt hatte. Es fand größtenteils im Vorgarten eines ziemlich großen Anwesens statt, das vollständig aus weißem Marmor zu bestehen schien. Die hohen Säulen ragten zwei Stockwerke hoch und flachten dann zum Dach ab, von dem sie zufällig wusste, dass es mit einem Garten bedeckt war.

Hier lebte ein Politiker. Der Mann und seine Frau waren normalerweise ziemlich damit beschäftigt, neue Gesetze zu erlassen und Gesetzesvorlagen zu verabschieden, an die sich alle Bürger von Alpha halten mussten. Sie war sich ziemlich sicher, dass sie Besseres zu tun hatten, als weitere Reiche und Berühmte zu unterhalten.

Stattdessen waren sie alle hier draußen. Im Vorgarten, wo es einen weiteren Garten und eine wunderschöne Teestube mit weißen Tischen auf dem Rasen gab. Eigentlich übertrieben, wenn man bedenkt, dass alle Eingeladenen wahrscheinlich High Heels oder ihre besten Kleider trugen. Wahrscheinlich versanken sie bei jedem Schritt tief im Rasen.

Ihr Vater stand in der hinteren Ecke, umringt von einer Menschenmenge. Einst war er ein gutaussehender Mann gewesen, aber jahrelanger Stress hatte seinen Körper zermürbt. Früher hatte er groß und breit dagestanden, jetzt begann er sich zu krümmen. Er weigerte sich jedoch, einen Stock zu benutzen oder auch nur um Hilfe zu bitten. Er musste seiner Rolle gerecht werden.

Eine der Hausangestellten sagte ihr, dass ihr Vater mit ihr

sprechen wolle – mit abgewandtem Gesicht, sodass Anya ohne Bitsy nicht gewusst hätte, was die andere Frau gesagt hatte –, und zeigte dann auf den Mann der Stunde.

Mit gerunzelter Stirn schritt sie über den Rasen. Zum Glück hatte sie diesmal ihre Schuhe nicht gewechselt. Keiner der Hausangestellten war aufgefallen, dass sie ihre bequemen weißen Ballerinas trug.

Sie waren das Erste, was ihrem Vater auffiel.

Seine Nasenflügel bebten vor Wut, und sie sah, wie er sich aus der Menge zurückzog. Sein stampfender Gang bedeutete eindeutig, dass er wütend auf sie war. Auch wenn sie nicht bemerkt hätte, dass seine Schultern viel breiter waren oder seine Augen sich zu Schlitzzen verengt hatten, wie er es nur bei ihr tat.

»Was hast du da an?«, sagte er, wobei sich sein Mund so verzerrte, dass sie nur annehmen konnte, dass er die Worte zischte.

»Bitsy, schalte die Übersetzung wieder ein«, sagte sie, sicher, dass sie etwas zu laut war. »Entschuldige, Dad, was hast du gesagt?«

Wieder blähten sich seine Nasenflügel. Wieder presste er die Lippen zusammen, was sicher bedeutete, dass er gleich explodieren würde. »Ich habe gefragt, was du da anhast.«

Sie erinnerte ihn gerne daran, wann immer sie konnte, dass sie ihr Gehör verloren hatte. Schließlich war es seine Schuld. Und seitdem hatte der Mann sie immer wieder Situationen ausgesetzt, in denen sie sich unwohl fühlte.

Oh, seine arme kleine Tochter war sicherlich zu zerbrechlich, um Dinge allein zu tun. Das war die Ausrede, die er immer vorbrachte. Aber das war nicht der Grund. Nein, er wollte sie unter seiner Fuchtel halten, weil er ihr nicht vertraute.

Der alte Mann war viel zu aufmerksam. »Die Kleidung, die du mir geschickt hast«, antwortete sie.

»Du trägst flache Schuhe!« Bitsy unterstrich die Worte und ließ sie rot zittern.

Dann fügte ihr kleiner Droide in Blau hinzu: »Um Himmels willen!«

Sie musste sich sehr zusammenreißen, um nicht zu grinsen. »Entschuldigung, ich werde es nicht wieder tun. Ich muss es vergessen haben.«

»Geh einfach zu den Harpswells und sprich mit ihnen, okay? Sie zögern mit dem Deal, und ich brauche ihre Unterschrift für die Unterlagen zum Bau des nächsten Servicezentrums an der östlichen Promenade.« Er drückte seine Nase zwischen den Augen zusammen, atmete aus und zog die Maske wieder über sein Gesicht. »Sei freundlich.«

Mit dieser letzten Warnung wandte er sich seiner Schar begeisterter Fans zu und breitete die Arme aus. Angesichts des gedämpften Lärms, der dann in nichts verhallte, konnte sie sich nur vorstellen, dass sie ihn anfeuerten.

Sie schüttelte den Kopf, nahm einem vorbeigehenden Kellner ein Glas Champagner ab und machte sich auf den Weg zu den Harpswells. Doch dann wurde sie von einer Frau mittleren Alters aufgehalten, die, wie Anya vermutete, zur Familie gehörte, die die Künstlergilde leitete. Oder vielleicht war sie auch nur im Vorstand. Sie konnte sich nicht erinnern.

»Wie geht es dir, meine Liebe?«, fragte die Frau mit zusammengekniffenen Lippen. Die Falten auf ihrer Stirn vertieften sich. Das sah nicht gut aus, wenn man bedachte, dass ihr blasses Haar die Farbe von krankem Stroh angenommen hatte.

»Mir geht es gut, danke.« Sie musste unbedingt an dieser Person vorbeikommen. Offensichtlich wusste jeder, dass es ihr gut ging. Anya hatte sich in letzter Zeit nicht einmal in ihrem Zimmer versteckt, also konnte niemand behaupten, sie sei krank gewesen.

Sie wich der Frau aus, doch diese ahmte ihre Bewegung nach. Mit ihrem schmalen, faltigen Mund sagte sie: »Wir machen uns nur Sorgen um dich. Seit dem Unfall.«

Anya streckte die Hand aus, um an Bitsys Glas zu tippen,

woraufhin der Droide auf dem Bildschirm hinzufügte: »Das hat sie gesagt.«

»Der Unfall, der vor Jahren passiert ist?«, fragte sie zur Klarstellung.

»Ja.« Die Frau blickte kurz zu ihren Ohren und wieder zurück. »Macht es dir etwas aus, wenn ich dir ein paar Fragen dazu stelle?«

Natürlich tat sie das. Sie war keine Puppe, die sie alle herumreichen konnten. Es konnten Gerüchte über das, was vor zehn Jahren passiert war, kursieren, aber sie wollte es gerne in ihrer Vergangenheit lassen. Vor allem, wenn sie etwas zu tun hatte, wie zum Beispiel mit den Harpswells zu sprechen. Ihr Vater warf ihr bereits einen finsternen Blick zu. Die Harpswells sahen sie überrascht an, als könnten sie sich nicht erklären, warum sie nicht direkt neben ihnen stand. Und diese Frau ließ sie *erneut* nicht vorbei, um weitere Fragen zu stellen.

Sie konnte die Frau nicht wirklich hören. Alles vermischte sich zu einem einzigen Brei, und Bitsy machte abfällige Bemerkungen zu dem, was die Frau sagte, sodass es schwer war, zu erraten, was tatsächlich gesagt wurde. Meistens konnte Anya die Lippenbewegungen den Worten zuordnen, aber sie war so überwältigt, und alle sahen sie an, als würden sie erwarten, dass etwas passieren würde.

Plötzlich fühlte sie sich wie ein Singvogel, den ihr Vater in einem Käfig hielt und nur herausließ, damit seine Freunde ihn bestaunen konnten.

»Scheiß drauf«, murmelte sie.

»Entschuldigung?«, sagte die Frau. Zumindest glaubte Anya, dass sie das gesagt hatte. Die Frau hatte sich in letzter Sekunde umgedreht, sodass es für Anya schwierig war, ihre Lippen zu lesen.

»Sie sind entschuldigt«, antwortete Anya und schob sich an ihr vorbei.

Sie würde nicht hier stehen bleiben und sich wie ein Zirkusaffe vor allen zur Schau stellen. Ihr Vater konnte wütend auf sie sein,

sie unter Hausarrest stellen, was auch immer er wollte. Sie musste atmen können, und hier konnte sie nicht atmen.

Als sie das Haus betrat, ging sie in den hinteren Teil des Gebäudes, wo niemand sein würde. Anya ignorierte alle, die herumstanden und sich unterhielten, und tat so, als würde sie es nicht bemerken, wenn jemand die Hand hob, um mit ihr zu sprechen. Und dann endlich, glücklich, Stille. Keine Geräusche, keine Worte oder Töne, die sich vermischten, einfach nichts.

Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Tür des Bads und atmete tief aus. Zumindest war dies ein hübscher Raum. Das Becken war groß genug, um darin Bahnen zu schwimmen, und tiefer, als sie groß war. Und Anya war keine kleine Frau. Rundherum standen Bänke und es gab kleine Bereiche, die in den Steinboden eingelassen und mit Kissen gefüllt waren. Wenn sie die Augen zusammenkniff, konnte sie sich vorstellen, dass es sich um einen Wellnessbereich handelte.

»Das ist nicht gut gelaufen«, bemerkte Bitsy, und die Worte schwebten über dem Pool.

»Ich weiß«, antwortete sie. »Glaub mir, ich weiß.«

»Sie wird reden.«

»Ich weiß«, seufzte Anya. »Ich weiß, dass sie reden wird. Sie reden ständig über mich. Niemand in dieser Stadt weiß, was Privatsphäre bedeutet.«

Sie stapfte zum Becken, setzte sich auf eine Bank und berührte mit ihrem Finger Bitsys Bildschirm. »Stell bitte eine Verbindung zu Ace her.«

»Hier?« Das Glas flackerte kurz und zeigte einen Flickenteppich aus Quadraten, bevor sich ihr Droide wieder beruhigte. »Bist du sicher?«

»Ich bin mir sicher, Bitsy.« Seufzend runzelte sie die Stirn, als sie ein paar Wellen im Becken sah, und sah sich um, um sicherzugehen, dass niemand sonst mit ihr im Raum war. Aber sie war allein, da war sie sich sicher. »Verbinde mich mit Ace.«

Kapitel 3

Daio



Zum ersten Mal seit seiner Verletzung war er froh, nur einen Arm zu haben. Die Rohre waren eng, und sich durch sie hindurchzuschlängeln war an manchen Stellen eine mühsame Arbeit. Für die meisten allerdings konnte er sich relativ leicht durch sie hindurchbewegen. Es gab genug Platz für seine Schwanzflosse, um ihn vorwärtszutreiben. Mit einem Arm, den er hob, um sich durch die Dunkelheit zu führen, und der anderen Schulter nach unten gebeugt, konnte er viel zu leicht in ihre Welt hineingleiten.

Diese Achromos. Sie waren immer so sicher, dass sie in ihren kleinen Blasen geschützt und sicher waren, aber sie waren nicht unfehlbar.

Er hatte zu viel Zeit seines Lebens damit verbracht, zu lernen, wie man sie bekämpft, um ihre Schwächen nicht zu kennen. Und Selbstüberschätzung war ihre größte Schwäche.

Endlich sah er ein kleines Licht am Ende der Rohrleitung. Er war eine Weile durch diesen Abschnitt geschwommen und hatte ihn in seinem Kopf kartografiert, indem er nur nach rechts abbog, um sicherzustellen, dass er den Weg zurückfand. Das Letzte, was diese Mission brauchte, war, dass er im Rohrsystem stecken blieb und keine Ahnung hatte, wie er wieder herauskommen sollte.

Er hielt die Ängste in Schach. Aber die Stimmen flüsterten

ständig in seinem Kopf. Zumindest gab es hier niemanden mehr, den er töten konnte. Zumindest konnte er niemandem mehr Schaden zufügen, wenn er der Einzige war, der am Ende tot war.

Vielleicht verdiente er es, zu sterben, genau wie all die anderen vom Meeresvolk, die unter den Folgen seiner Torheit gelitten hatten.

Er atmete langsam und flach durch seine Kiemen und sparte seine Energie für den Fall, dass noch etwas passieren sollte. Aber seltsamerweise führten diese Rohre direkt zu einem Licht, das am Ende des Tunnels flackerte. Dieses goldene Licht zog ihn an, auch wenn er sich ziemlich sicher war, dass es sein Ende bedeuten könnte.

Diese Achromos sahen die Welt nicht so, wie sie sollten. Sie sahen nur etwas, das sie plündern konnten, und er konnte sich nur vorstellen, dass ihre Häuser trostlos und ekelhaft waren. Er stellte sich gern vor, dass sie wie Aale in Höhlen lebten und aus ihren dunklen Behausungen mit kleinen Knopfaugen herausstarrten, um nach dem geringsten Anzeichen von Schwäche bei allem Ausschau zu halten, was sich ihnen näherte.

Aber als er seinen Kopf aus dem Rohr streckte, das in ein riesiges, tiefes Bauwerk führte, war er sprachlos, als er erkannte, dass alles über ihm *wunderschön* war. Die Decke zeigte das Bild von Wolken, so detailliert und mit rosa und roter Farbe versehen, dass es fast so aussah, als würde er zum tatsächlichen Himmel hinaufblicken. Er hatte die Oberfläche in diesem Leben nur ein paar Mal gesehen, aber sie hatte so ausgesehen.

Und das seltsame Becken, in dem er sich nun befand, war ebenfalls verziert. Überall auf dem Boden lagen glitzernde Edelsteinsplitter. Diese Edelsteine fingen das goldene Licht ein und funkelten an der Wand in tausend Regenbogenfarben, die überall tanzten, wohin sein Blick auch fiel. Selbst die Wände des Beckens fühlten sich glatt an, obwohl sie das eigentlich nicht sein sollten. Das konnten sie gar nicht sein.

Fels war nicht glatt. Nicht so glatt.

Er streckte seine mit Klauen und Schwimmhäuten versehene Hand aus und tätschelte sanft den Rand. Es war wirklich wunderschön. Das ließ ihn sie umso mehr hassen. Sie horteten diesen Reichtum für sich selbst, während sein Volk ihn hätte nutzen können, um sich ein angenehmeres Zuhause zu schaffen.

Ein leises Grollen vibrierte durch seine Kiemen, als er sich ganz herausbewegte und der Oberfläche näherte.

Er durchbrach die Wasseroberfläche, hielt den größten Teil seines Körpers unter Wasser, hob jedoch den Blick. Er blinzelte das Wasser aus seinen Augen und war überrascht, hier noch mehr Reichtümer zu sehen. Gold ergoss sich von der Decke über ihm, und die Bänke bestanden aus einer weißen Substanz, die er so noch nie zuvor gesehen hatte.

Er zog sich ein Stück weiter aus dem Wasser und hob den Kopf, um nach anderen Personen im Raum Ausschau zu halten. Einen Moment lang dachte er, er sei ganz allein, bis jemand zu sprechen begann.

Daios tauchte wieder ins Wasser ein, sein Herz raste, weil er befürchtete, dass es bald zu Schreien kommen würde. Das Geräusch ähnelte fast einem Schrei. Die Schreie der Achromos waren schrecklich, und er wusste, dass sie mit diesem schrecklichen Kreischen andere herbeiriefen.

Aber das Geräusch ging weiter und weiter, fast so, als wäre es absichtlich. Als würde die Person nicht merken, dass sie schrie.

Mit gerunzelter Stirn ließ er seine Ohren wieder über die Oberfläche kommen. Und ja, es ähnelte Schreien, war aber bei weitem nicht so laut. Die Tonhöhe änderte sich ständig, mal leise, mal laut. Dann erkannte er, woher es kam.

Eine Frau saß in der Ecke, etwas in den Händen, und schwenkte es in einer anmutigen Tanzbewegung vor sich hin. Ihre Finger flogen durch die Luft vor ihr, als würde sie ein Instrument spielen, das er nicht sehen konnte.

Ihr goldenes Haar passte zu diesem Ort, genau wie das gelbe Kleid, das sie trug. Aber es war ihr Haar, das er nicht aus den

Augen lassen konnte. Es war so ... elegant. Ein glatter Wasserfall aus goldener Farbe, der mit einer Art Klammer festgesteckt war, die alle Locken dort hielt, wo sie sie haben wollte. Aber er wollte sie ihr aus dem Kopf reißen. Er wollte die glänzenden Locken sehen und fühlen, ob sie so weich waren, wie sie aussahen.

Seine Finger zuckten im Wasser, eine seltsame Reaktion, wenn man bedachte, dass er sie auch töten wollte.

Sie war zu klein, als dass er sich für sie interessieren könnte. Seine Herzen schlugen nicht für eine Person, die in dem Moment zerbrechen würde, in dem er sie zum ersten Mal berührte. Ganz zu schweigen davon, dass sie so perfekt war. Eine kleine goldene Statue, versteckt inmitten ihrer goldenen Stadt. So hübsch und perfekt und *falsch* für ihn.

Ein Monster würde Spuren auf etwas so Schönerem wie ihr hinterlassen.

Außerdem hasste er ihre Art. Und er würde sie von innen heraus zerstören. Sie würde ihn niemals als etwas anderes als einen Albtraum sehen, und das sollte sie auch nicht.

Vorerst würde er wissen, dass dieses Becken ein Anfang war. Er sollte zu seinem Volk zurückkehren und ihm mitteilen, dass er einen Weg in die verborgene Stadt gefunden hatte. Er konnte sie nach Alpha bringen, was bedeutete, dass er Mira wahrscheinlich beschützen und sie den ganzen Weg hierher bringen konnte. Dann könnte sie einige ihrer Bekleidungen stehlen und sich ihren Weg in die Stadt bahnen. Von dort aus würde sie hoffentlich die Tochter des Generals finden.

Das war schließlich diejenige, nach der sie suchten.

Die Tür zum Raum öffnete sich, und er tauchte mit einer lautlosen Bewegung zurück ins Wasser. Er sah kaum Wellen, als er zurück zu dem Rohr sank, das ihn aus dem Raum führen würde.

Aber diese Person sprach klar, laut und prägnant. Er konnte die Stimme dieser Frau durch das tiefe Wasser hindurch hören, bis zu dem Rohr, in das er sich fast vollständig zurückgezogen hatte.

»Bist du fertig?«, bellte die Frau, deren Stimme selbst aus dieser

Tiefe durchdringend war. »Der General möchte, dass seine Tochter mit den Leuten da draußen spricht, und wenn du dazu nicht bereit bist, wird er sicher gern ein ernstes Wort mit dir reden.«

Die Tochter des Generals?

Daos richtete seine Aufmerksamkeit plötzlich wieder auf die Oberfläche. Obwohl das Bild durch die Oberfläche leicht verzerrt war, konnte er die neue Frau mit gerunzelter Stirn dort stehen sehen. Aber noch wichtiger war, dass er sehen konnte, dass die goldhaarige Frau nicht reagiert hatte.

»Hey!«, sagte die Frau viel lauter. »Würdest du mich bitte ansehen? Offensichtlich kannst du kein Wort von dem verstehen, was ich sage.«

Es folgte eine längere Pause, aber die Tochter des Generals sah die Frau immer noch nicht an.

»Absolut nervig«, murmelte die Frau und stapfte davon. Aber als sich die Tür schloss und ein Klicken zu hören war, sah er, wie die Tochter des Generals zur Tür schaute. Was für eine seltsame Frau, so zu tun, als wäre die andere Person gar nicht im Raum. Aber dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder etwas zu, das in der Luft schwebte und nicht existierte.

Interessant, dachte er, als er an die Oberfläche zurückkehrte. Neugierde brannte in seiner Brust. Warum hatte diese Frau so viel Macht über andere, dass sie nicht reagieren musste?

Er tauchte wieder auf und kam ihr ein wenig näher. So weit, dass er mit seiner Schwimmhauthand nach dem Beckenrand greifen konnte. Dennoch bewegte sie sich nicht, reagierte nicht, sah ihn nicht einmal. Für die Tochter eines Kriegers hatte sie nicht viel Selbstschutzzinstinkt. Sie hätte seinen Blick auf sich spüren müssen oder etwas in der Art.

Seine Finger streiften versehentlich einen silbernen Behälter, der klirrend gegen den Beckenrand fiel. Das hohe Klimpern hallte durch den Raum. Er erstarrte, bereits halb aus dem Wasser. Sie würde sich bald nach dem Geräusch umdrehen, eine

monströse rote Bestie aus dem Becken auftauchen sehen und dann schreien.

Ein Laut entrang sich ihrer Kehle, und dieser Laut ließ ihn zusammenzucken. Der Schrei würde sicherlich alle anderen Achromos warnen, dass ein Eindringling endlich ihre Verteidigungsanlagen durchbrochen hatte.

Nur war es derselbe falsche Ton, den sie zuvor von sich gegeben hatte. Eine schrecklich klingende Stimme, aber je länger er zuhörte, desto mehr wurde ihm klar, dass sie versuchte zu singen.

Was für eine nervige Stimme, aber sie hatte sichtlich Spaß daran. Und sie hatte das Geräusch des Gefäßes nicht gehört. Er schaute auf das Metall und runzelte die Stirn, als hätte er das Geräusch vielleicht nur in seinem Kopf gehört. Aber das Metall war auf den Boden gesunken, Seife schwamm oben und Blasen schwebten an der Oberfläche. Er hatte nur Mira gesehen, wie sie diese schreckliche Substanz benutzte, und sie klebte auf die schrecklichste Weise an seinen Kiemen.

Als er zu der Frau zurückblickte, spürte er, wie etwas in seiner Brust klickte.

Aus irgendeinem Grund nahm sie ihre Umgebung nicht wahr. Offensichtlich konnte sie sehen. Ihre Finger flogen vor ihr hin und her, wie es nur jemand tun würde, der sehen kann. Konnte sie nicht hören?

Er kniff die Augen zusammen und testete diese Theorie. So seltsam es auch war, etwas in seiner Brust drängte ihn, mehr über diese Frau zu erfahren. Er musste sie verstehen. Warum? Er hatte keine Ahnung.

Daos stieß einen weiteren dieser Metallbehälter um und lauschte dem Klirren und Echo, als dieser über die seltsame Steinoberfläche rollte und dann in das Becken fiel. Nichts. Keine Reaktion.

Das ermutigte ihn. Ihre fehlende Reaktion bestärkte ihn nur noch mehr darin, dies zu testen. Vielleicht war es genau das, was

ihn für diese Mission so ungeeignet machte. Schließlich sollte er einen Weg hineinfinden und dann Bericht erstatten. Im Moment sollten mehrere vom Meeresvolk durch die Rohre gleiten und nach dem besten Weg suchen, diese Frau zu entführen, die ihm das Schicksal zugeteilt hatte.

Aber er musste nur die Hand ausstrecken. Er konnte sie an der Taille packen und mit sich ins Wasser ziehen. Dennoch war sie immer noch eine Achromo. Immer noch ein monströses Wesen, gegen das er sein ganzes Leben lang gekämpft hatte. Der Gedanke, eines seiner längeren Tentakel mit ihrem Hals zu verbinden? Diese Verbindung herzustellen, damit er für sie unter Wasser atmen konnte?

Das brachte ihn zum Würgen.

Dennoch konnte er sich nicht davon abhalten, seinen riesigen Körper aus dem Wasser zu ziehen. Mit seinem einzigen Arm stemmte er sich vorwärts, bis er direkt hinter ihr war. Nur seine Schwanzflosse blieb im Wasser, und er wusste, dass ihn das in eine prekäre Lage brachte. Wenn jemand hereinkäme, würde man ihn hier sehen. Er würde schreien, und es würde ihm schwerfallen, zurück ins Wasser zu gelangen, bevor sie alle mit ihren glühend heißen Waffen eintrafen, die seinen Körper zerreißen und zerfetzen würden.

Aber er wollte es wissen. Er musste es wissen.

Daios betrachtete seinen Arm, als gehöre er einem Fremden. In einem Moment rollte er seine Schwanzflosse unter sich zusammen, um sich über sie zu beugen. Und im nächsten streckte er seinen gesunden Arm nach ihrem Haar aus. Vorsichtig, so behutsam, dass sie sicherlich nichts spüren würde, griff er nach der Spange.

Sie trug ein durchsichtiges Rechteck über einem Auge, und aus diesem Blickwinkel konnte er hindurchsehen. Sie sah weit mehr als nur die Welt vor sich. Jede Handbewegung bewegte etwas in diesem Glas. Vielleicht waren es Nachrichten, aber es sah eher wie eine Karte aus. Als hätte ihr jemand eine Karte

geschickt, und sie suchte darin nach dem besten Weg, um ... etwas zu tun.

Dieses kleine Wesen hatte also mehr Pläne, als er erwartet hatte. Vielleicht war es töricht von ihm gewesen, zu glauben, sie wäre leicht zu fangen. Schließlich war sie immer noch die Tochter des Generals.

Mit einer schnellen Bewegung seiner Krallen löste er die Spange aus ihrem Haar und sprang zurück zum Becken. Aber er beobachtete sie weiterhin und sah nur noch, wie ihr Haar wie in Zeitlupe aus seiner Beschränkung fiel. Er hatte recht gehabt. Es war glatt und so weich, als es mit einer kaum spürbaren Berührung über seine Schwimmhäute fiel. Wie das feinste Material, das er je in seinem Leben gesehen hatte.

Ein kostbarer, goldener Wasserfall, der jeden Muskel seines Körpers anspannte. Er redete sich ein, dass es daran lag, dass er von der dummen Sache, die er getan hatte, wegmusste, und sie sicherlich Verstärkung holen würde.

Weil sie sich so schnell umdrehte, dass er ihr fast nicht mehr ausweichen konnte, bevor sie ihn sah. Vielleicht tat sie das. Vielleicht war sie klug genug, um zu erkennen, dass eine dunkle Gestalt direkt hinter ihr gestanden hatte, und alles, was übrig blieb, waren die spritzenden Wasserränder und die Wellen, die sich von der Stelle, an der sie stand, auf den Boden ausbreiteten.

Er war bereits mit ihrer Klammer in der Hand und klopfendem Herzen in das Rohr gesprungen. Dumm. Was für ein Risiko. Wahrscheinlich würde sie sich jetzt verstecken, nachdem sie angefangen hatte zu schreien, aber ... das tat sie nicht.

Daios zögerte, dann bog er an einer der Verbindungsstellen ab, wo er seinen Körper in einer engen Passage zu einem »U« zusammenziehen konnte. Er konnte nicht einfach weg. Nicht, wenn sie nicht so reagiert hatte, wie er es erwartet hatte. Also kehrte er zu dem goldenen Licht zurück und spähte durch das Wasser, um sie dort stehen zu sehen. Das Wasser brodelte immer noch aufgrund seines massiven Körpers, der es aufwirbelte, aber

sie schrie nicht. Sie stand nur da und starrte auf das Wasser, als hätte sie einen Geist gesehen.

Vielleicht hatte sie das.

Daos fletschte die Zähne in einem Grinsen, das er für böartig hielt. Sie hatte keine Ahnung, dass er für sie gekommen war.

Ein Teil von ihm, den er nicht kannte, breitete sich in seiner Brust aus. Sicherlich ein Dämon, denn er flüsterte Worte, die er zuvor nur in den dunkelsten Zeiten seines Lebens gehört hatte.

»Jage sie«, knurrte es in seiner Brust und grollte durch ihn hindurch, bis er spürte, wie seine Kiemen bei dem Geräusch vibrierten.

Die Frau über ihm stolperte bei diesem Geräusch vom Becken zurück.

Vielleicht hatte sie nicht ihre gesamte Hörfähigkeit verloren. Oder vielleicht erkannte sie das Gefühl, plötzlich eine Beute zu sein.

Ein Raubtier war in ihr Zuhause eingedrungen. Nun wollte er sehen, wie leicht sie zu jagen war.

Mit demselben wilden Grinsen warf er ihre Haarklammer in die Mitte des Beckens und wartete.